



KATHLEEN KENT

DER WEG INS

FEUER

Thriller Suhrkamp

SV

Kathleen Kent

DER WEG INS FEUER

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch von
Andrea O'Brien

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel *The Burn* bei Mulholland Books, an imprint of Little, Brown and Company, a division of Hachette Book Group, Inc.

Erste Auflage 2023

suhrkamp taschenbuch 5296

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023

© 2020 by Kathleen Kent

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47296-5

www.suhrkamp.de

DER WEG INS FEUER

Für Alisa, Josh und Remi

Wo der Teufel nichts mehr ausrichtet, schickt er eine Frau.

Polnisches Sprichwort

1

Freitag, 21. Januar 1999
Alphabet City, Manhattan
Kreuzung Avenue D und 3rd Street

Meine polnische Großmutter vertraute bis ans Ende ihrer Tage niemandem, der in der Dunkelheit lächelte oder sich im Winter weiß kleidete. Der Grund: *Kostucha*, der Sensenmann, erscheint den Todgeweihten mit einem breiten Grinsen und schneeweißer Robe.

Den Kollegen meines Bruders, dessen Name mir aus zahlreichen Tischgesprächen längst vertraut war, traf ich erst in jener Nacht zum ersten Mal persönlich. Mein Vater kannte Paul Krasnow natürlich, denn er war, genau wie mein Bruder, Detective beim vierundneunzigsten Revier in Brooklyn. Paul war zehn Jahre älter als mein Bruder Andrew, seit acht Jahren als Drogenfahnder im Einsatz, vier davon undercover, und stand, so hieß es, kurz vor der Beförderung zum Sergeant.

Krasnow konnte eine unschlagbare Erfolgsstatistik vorweisen: Allein um Weihnachten herum hatte er rund zwei Dutzend mittlere und große Crack-Dealer festgenommen, fast eine halbe Million Dollar beschlagnahmt und über zwanzig Vollautomatikwaffen aus dem Verkehr gezogen.

Widerwillig hatte ich mich bereiterklärt, meinen Bruder und seinen Kollegen nach Manhattan zu fahren, wo sie mit einem Informanten angeblich »noch was zu regeln« hatten. Laut Andrew wollte einer seiner Informanten in Alphabet

City ihnen was zeigen. Als ich fragte, warum er nicht mit seinem eigenen Wagen oder Pauls brandneuem Cadillac fahren konnte, erklärte er mir mit schuldbewusstem Grinsen, sein Auto sei bei seiner Freundin, und sein Kollege habe Angst, sich mit der neuen Karosse Beulen zu holen.

»Na klasse«, hatte ich gesagt, »also darf ich meinen sauer verdienten Toyota opfern.«

Ich erinnerte Andrew daran, dass ich am folgenden Morgen eine wichtige Prüfung an der Polizeiakademie hatte und ihn und seinen Kollegen nicht bis spät in die Nacht herumkutschieren konnte. Wenn sie danach noch durch die Kneipen tingeln wollten, müssten sie das schon in Brooklyn machen.

»Betty, du bist der Mann von uns beiden, und eine Frau, wie ich sie nie verdienen werde. Aber, bitte, tu mir diesen einen Gefallen«, hatte Andrew gebettelt, in einem Ton, den er immer dann anschlug, wenn er mich weichkochen oder zu irgendwas überreden wollte. »Ich steck dir auch die Lösungen für die polizeiliche Ethikprüfung zu.«

Wir fuhren durch nasse, eisglatte Straßen zur Franklin Street, wo Krasnow schon vor seinem Apartmentblock auf uns wartete. Auf dem Brooklyn Queens Expressway und der Williamsburg Bridge ging es dann weiter nach Alphabet City. Obwohl ich vorsichtig fuhr, waren wir schon in einer Dreiviertelstunde in Manhattan.

Krasnow saß zwar hinten, doch das hielt ihn nicht davon ab, sich vorzubeugen, mir in den Nacken zu atmen und mich mit Fragen über meine Ausbildung an der Akademie zu löchern. War es schwierig, so als Frau unter lauter Männern? Wollte ich es zum Detective schaffen? Bei welcher Abteilung? Diese Fragen sollten offenbar echtes Interesse an meiner Kar-

riere bei der Polizei suggerieren, aber ich vermutete, dass es ihm in Wahrheit darum ging, Informationen über mich herauszufinden, die er für seine Zwecke nutzen konnte.

Weil er keine der unter Polizisten so üblichen schmutzigen Witze von betrunkenen alten Damen oder Stripperinnen riss, ging ich davon aus, dass Andrew ihn vorgewarnt hatte. Aber jedes Mal, wenn sich unsere Blicke im Rückspiegel trafen, fiel mir auf, dass er mich trotz seines netten Geplauders ganz genau im Visier hatte.

Ich parkte an der Ecke Avenue D und 3rd Street, schräg gegenüber vom Haus des Informanten, ein fünfstöckiges, in die Jahre gekommenes Apartmentgebäude im Herzen der Loisaida – dem Teil der Lower East Side, der traditionell fest in hispanischer Hand lag. In den vergangenen zehn Jahren hatte sich die Gegend allerdings verändert, es herrschte zwar noch Kleinkriminalität, aber die Mieten waren gestiegen, die Läden exklusiver geworden. Obwohl die hispanische Bevölkerung zunehmend verdrängt wurde, gab es immer noch kleine Enklaven, wo die Leute in lauen Sommernächten auf den Stufen vor ihren Häusern saßen und aus weit aufgerissenen Fenstern der Duft von Kochbananen und Knoblauch wehte.

Paul und Andrew stiegen aus und versprachen mir, in zehn, maximal zwanzig Minuten zurück zu sein. Sie überquerten Avenue D, blieben aber vor dem Gebäude stehen und sprachen miteinander. Verdeckte Ermittler lernten, sich so zu unterhalten, dass man ihnen die Worte nicht von den Lippen ablesen konnte. Als ich meinen älteren Bruder beobachtete, musste ich lächeln. Er hatte die Arme verschränkt und tänzelte auf dem Gehsteig herum, um sich in der klirrenden Kälte warm zu halten. Sogar mit seinen einundzwanzig Jahren hat-

te sein Gesicht immer noch kindliche Züge. Ich war zwar vier Jahre jünger als er, aber größer und vor allem kantiger – in jeglicher Hinsicht. Dennoch war er mein Beschützer in allen Lebenslagen.

Seine Körpersprache verriet mir, dass er diese Sache so schnell wie möglich hinter sich bringen wollte.

In diesem Moment sah Paul Krasnow mir direkt in die Augen. Mit seinen hohen Wangenknochen und dem ziselierten Kinn wirkte er auf verstörende Weise attraktiv, wie er so da stand, in seiner mit Schnee bestäubten Schaffelljacke über der acid-washed Jeans. Edle Klamotten, die ich mir nie leisten könnte, selbst wenn ich das Trinkgeld von sechs Monaten Kellnern zusammenkratzen würde. Er verzog die Lippen zu einem Grinsen und bleckte die Zähne wie ein Raubtier. In dem Moment überkam mich ein Schutzinstinkt, und ich hätte Andrew am liebsten zurückgerufen, ihn angefleht, mit mir nach Brooklyn zu fahren und seinen Kollegen mit seinem Vorhaben allein zu lassen. Aber Krasnow hatte meinem Bruder bereits mit besitzergreifender Geste den Arm um die Schultern gelegt und ihn in Richtung Aufgang manövriert.

Sie klingelten und verschwanden kurz darauf ins Gebäude.

Ich drehte das Radio auf und zog das schwere Lehrbuch der Akademie aus der Tasche, schaltete meine Taschenlampe ein und las. *Korruptionsprävention, Dienstvergehen, Strafermittlungs- und Disziplinarverfahren, Prozesse und Grundlagen des COMPSTAT-Systems ...*

Eine Weile beschäftigte ich mich konzentriert mit dem Thema Dienstaufsichtsbeschwerden. Sie drohten, wenn Einsätze nachweislich von Vorurteilen motiviert waren, Zeugen eingeschüchtert oder bedroht wurden oder Polizisten ander-

weitig ihre Befugnisse überschritten. Als ich das nächste Mal auf die Uhr sah, waren bereits zehn Minuten vergangen, doch mein Bruder und sein Kollege waren immer noch nicht zurück. Der Schneeregen gefror auf der Windschutzscheibe. Im Radio lief schon wieder »1999« von Prince, der Song hing mir schon zum Hals raus, also suchte ich einen anderen Sender, Britney Spears, »Baby One More Time« – besser.

My loneliness is killing me ... sang ich lauthals mit, in Gedanken bei Carla, die mit mir auf der Akademie war. Die süße Carla mit ihrem Bitte-fick mich-Blick.

Langsam wurde es kalt im Wagen. Ich drehte die Heizung hoch und nahm das Gebäude gegenüber genauer in Augenschein. Im ersten Stock stand ein kleines Mädchen in einem hell erleuchteten Fenster, das sich wie ein goldenes Rechteck von der grauen, schmutzigen Fassade abhob. Die Kleine trug einen gelben Schlafanzug, ihre dunkelbraunen Haare ringelten sich in kleinen Löckchen um das runde, apfelbäckige Gesicht. Sie patschte mit beiden Händen sanft gegen die Scheibe, und ihr lachender Mund formte ein überraschtes O, als sie bemerkte, dass ihr Atem einen geisterhaften Schleier aufs Glas zauberte. Ich winkte ihr zu, war aber zu weit entfernt, außerdem war es dunkel im Wagen, sodass sie mich nicht sehen konnte.

Mittlerweile waren zwanzig Minuten vergangen. In meinem vierhundert Seiten dicken Wälzer stand nichts über die zermürende Langeweile der Observation, das Los eines jeden Undercoveragenten.

Das kleine Mädchen im Fenster hatte mir den Rücken zugekehrt. Jetzt erkannte ich, dass sie vor einer Netzgardine stand. Dahinter bewegten sich Schattenfiguren, Erwachsene

huschten im Apartment hin und her, mal schnell, mal langsamer, es sah aus, als würden sie tanzen. Dann wurde einer von ihnen offenbar heftig geschubst und stieß das Kind dabei gegen die Scheibe. Ich fuhr hoch, fürchtete, dass das Glas brechen, das Mädchen sich verletzen oder, noch schlimmer, hinausstürzen könnte.

Sekundenschnell waren alle Schatten hinter der Gardine aus meinem Sichtfeld verschwunden. Nur das Kind stand noch am Fenster, jetzt eng an den Rahmen gepresst. Die Kleine hatte den Blick auf das gerichtet, was in der Wohnung geschah, die Hände vor Schreck oder Überraschung auf den Mund gelegt. Es war ihre Körperhaltung, starr, wie vom Donner gerührt, die bei mir alle Alarmglocken schrillen ließ. Ich stellte das Radio leise, aber da waren nur die vom Schneematsch gedämpften, auf- und abschwellenden Verkehrsräusche. Mittlerweile war eine halbe Stunde vergangen. Ein finsterer Gedanke schlich sich in mein Hirn, pochte mir wie der Vorbote einer Migräne in den Schläfen: *Andrew und Paul sind in diesem Apartment.*

Wieder krachte jemand gegen das Fenster, diesmal mit dem Gesicht, der vor Schmerz oder Angst aufgerissene Mund eines Mannes war zu sehen. Die Kleine ging in Deckung, die Arme schützend über dem Kopf verschränkt.

Ich muss da rein!, dachte ich, aber meine Unsicherheit hielt mich zurück. Ich könnte einfach klingeln, um ins Gebäude zu kommen, und dann versuchen, die Apartmentnummer des Informanten zu raten, aber wenn ich mich einmischte, brachte ich damit womöglich meinen Bruder und seinen Kollegen in Gefahr. Mittlerweile fror ich nicht mehr, hier im Wagen wurde es langsam unerträglich heiß.

Auf dem Gehweg vor dem Haus herrschte plötzlich Bewegung: Andrew und Paul hasteten über die Straße auf meinen Wagen zu, mein Bruder hatte den Kopf so tief gebeugt, dass ich sein Gesicht nicht erkennen konnte. Pauls Miene war wie versteinert, völlig ausdruckslos. Als ich diesen toten Blick sah, ohne jegliche Gefühlsregung, riss ich die Tür auf und wollte sofort davonlaufen.

»Bleib im Wagen!«, befahl Paul mit barscher Stimme.

Diesmal rutschte Andrew auf die Rückbank, Krasnow hechtete auf den Beifahrersitz.

»Fahr los!«, rief er, den Blick starr nach vorn gerichtet.

Im Rückspiegel sah ich, dass mein Bruder komplett in sich zusammengesunken war und seine Hände anstierte.

Ich warf einen raschen Blick zum Apartmentfenster, aber das Kind war nicht mehr da.

»Was ist passiert?«, stieß ich hervor.

»Erzähl ich dir auf dem Weg«, sagte Paul knapp.

Als ich immer noch zögerte, funkelte er mich mit solcher Boshaftigkeit an, dass mir eines klar wurde: In dem Apartment war etwas Entsetzliches passiert. Und Paul Krasnow trug die Schuld daran.

»Was ist hier los?«, fragte ich, an Andrew gewandt.

»Fahr los!«, zischte Paul, sein Gesicht dicht vor meinem.

»Du versaust uns gerade den Einsatz!«

Also legte ich den Gang ein, wendete und warf einen letzten Blick auf das Fenster, suchte nach dem Mädchen mit dem gelben Schlafanzug. Aber sie stand nicht mehr dort, stattdessen wehte jetzt die Gardine nach hinten, als würde sie von einem Vakuum eingesogen.

Wir standen an der Houston Street an einer roten Ampel,

als die Explosion die Luft zerschnitt. Ich fuhr herum und sah hinter mir nichts als brennende Trümmer und eine riesige Staubwolke, Ziegel und Metallteile wirbelten darin herum.

Pauls Finger legten sich wie ein Stromkabel um mein Handgelenk.

»Fahr weiter«, sagte er. »Oder steig aus.«

Als wir in die Delaney Street einbogen, kreischten die ersten Sirenen. Hinter uns stieg eine schmutzgraue Rauchwolke auf. Wir fuhren weiter Richtung Osten, über die Brücke nach Brooklyn. Erst kurz vor der Franklin Street ergriff Paul Krasnow wieder das Wort. Er klang sachlich wie bei einem Vortrag. Der Informant habe ihn, Andrew und zwei andere verdeckte Ermittler unter falschen Vorgaben in seine Wohnung gelockt. Dort habe er mehr Geld für seine Information gefordert. Nachdem die Polizisten nicht auf die Forderung eingegangen seien, habe der Informant ihnen gedroht, sie bei den Dealern auffliegen zu lassen. Einer der beiden Kollegen habe daraufhin seine Waffe gezogen und Paul und Andrew aufgefordert, die Wohnung zu verlassen, er und sein Kollege würden sich um den Informanten kümmern.

»Und die Explosion?«, fragte ich, das Steuer fest umklammert.

Paul sah mich mit seinem toten Blick an. »Ein tragischer Unfall.«

Ich hielt vor Krasnows Apartment und wartete darauf, dass mein Bruder diese Version bestätigen oder eine alternative Erklärung liefern würde. Als ich endlich den Mut aufbrachte, in den Rückspiegel zu schauen, saß Andrew immer noch so da wie vorher, in sich zusammengesunken, das Kinn im Mantelkragen vergraben. Er sagte kein Wort.

»Hör zu, der Typ hat in seiner Wohnung Drogen gekocht«, sagte Paul, die Hand schon am Türgriff. »Der hatte genug gefährliche Chemikalien in seiner Hütte, um die Chelsea Pier in die Luft zu jagen. Es war klar, dass die Bude irgendwann hochgehen würde.«

Doch schon bevor er den Satz zu Ende gebracht hatte, war mir klar, dass er die Story frei erfunden hatte, und zwar auf dem Weg zurück nach Brooklyn. Und jetzt tischte er sie uns beiden auf. Die offizielle Version.

Paul öffnete die Tür und stieg aus. »Ein Wort von dir über das, was heute Abend passiert ist, und wir sind erledigt. Das gilt auch für deinen Bruder. Verstanden?«

Er wartete, bis ich nickte, dann sagte er zu Andrew: »Alles klar?«

Als mein Bruder nicht reagierte, streckte Paul den Kopf zur Tür herein und fragte erneut: »Alles klar, Kollege?«

Andrew sah ihn an und nickte.

Während ich nach Greenpoint fuhr, kauerte Andrew immer noch auf der Rückbank, stumm, ein Bild des Elends. Ich parkte an der Straße vor meinem Elternhaus, wo wir beide noch immer wohnten, ließ den Motor laufen, aber die Heizung konnte nichts ausrichten gegen die Kälte. Ich hatte tausend Fragen. Wann waren die anderen Polizisten aufgetaucht? Stimmte Krasnows Geschichte? Ich war allerdings nicht sicher, ob ich die Antworten hören wollte, denn die Wahrheit über das, was mein Bruder getan hatte, war schwerer zu ertragen als die Unsicherheit.

Ich betrachtete meinen Bruder, den ich so gut kannte wie mich selbst, bemerkte seinen neuen Mantel, seine teure Armbanduhr, erinnerte mich an die edle Kette, die er seiner Freun-

din vor Kurzem geschenkt hatte, und da hatte ich auf einmal alle Antworten, die ich nicht wissen wollte.

»In der Wohnung war ein Kind«, flüsterte ich.

Es sah aus, als wollte Andrew vor mir fliehen. Er hechtete förmlich aus dem Wagen und stolperte die Stufen hinauf ins Haus. Ich blieb ihm auf den Fersen, alle Angst verfliegen, von loderndem Zorn getrieben. Als ich ins Haus stürzte, sah ich meinen Bruder gerade noch nach oben verschwinden, so panisch, dass er zwei Stufen auf einmal nahm. Mein Vater stellte sich mir in den Weg, blockierte die Treppe wie ein Wachmann. Als hätte er schon den ganzen Abend auf uns gewartet.

»Lass ihn in Ruhe!«, blaffte er mich an, breitbeinig, die Augen blutunterlaufen. Er stank nach Whiskey.

Ich versuchte, mich an ihm vorbeizudrängen, aber er tänzelte geschickt vor mir her, ausgebuffter Straßenkämpfer, der er war, die Lippen missbilligend verzogen.

»Dir braucht hier niemand Rechenschaft ablegen«, schnaubte er mir seine saure Fahne ins Gesicht. »Du bist kein Cop. Noch nicht. Die schweren Fragen stellst du erst, wenn du dir deine Sporen verdient hast.«

Als er sicher war, dass ich Andrew nicht nach oben folgen würde, wankte er zurück zu seinem Sessel und stellte den Blick wieder scharf, um das Geschehen in der Glotze weiterzuverfolgen.

Er kippte den Whiskey in sich hinein, dann verbarg er das Gesicht wieder im Schatten. »Solange du die Nummer nicht durchgezogen hast, mit allem, was dazugehört«, nuschelte er, »hast du keine Ahnung, was es heißt, für seinen Kollegen einzustehen. Erst wenn – und das ist ein großes Wenn – du deine Marke bekommst, wirst du lernen, dass es ›keine blaue

Linie« gibt, kein Schwarz oder Weiß. Sondern ein graues Band, ungefähr so groß wie Brooklyn, das uns von den Kriminellen trennt und dem Rest der ahnungslosen Zivilisten.«

Ich blieb bei ihm im dunklen Zimmer sitzen, um die Nachrichten zu verfolgen. Schon kamen die ersten Eilmeldungen über die Explosion in Alphabet City rein. Ein Großbrand, Alarmstufe 4, hatte einen gesamten Gebäudekomplex an der Avenue D zerstört und wäre auch auf andere Gebäude übergegangen, wenn das Haus nicht freistehend gewesen und die Dächer nicht so nass gewesen wären. Die meisten Wohnungen hatte man rechtzeitig evakuieren können, aber die Bewohner im ersten Stock waren in den Flammen umgekommen.

Am Morgen fand man die sterblichen Überreste von drei Erwachsenen und einem Kind, nur noch verbrannte Knochen. Nach der Explosion sei das Feuer ausgebrochen, das sich dank eines Brandbeschleunigers mit extremer Hitze sekunden-schnell ausgebreitet und alles in seinem Weg vernichtet hatte. Die Wohnung gehörte aber nicht etwa einem armseligen Junkie, der angeblich als Informant für meinen Bruder tätig war, sondern einem Großdealer namens Raphael Trujillo-Sevilla. Am Nachmittag stand dann fest, dass es sich bei den anderen erwachsenen Opfern um zwei Polizisten handelte.

Nach dem Brand gab es eine offizielle Untersuchung. Die Gerüchteküche brodelte, man munkelte von Korruption, Polizisten, die sich von Dealern bestechen ließen, denjenigen, die nicht mitspielten, Beweise unterschoben und sogar Spitzel zum Abschuss freigaben, wenn die drohten, als Zeugen gegen sie aufzutreten, doch am Ende kam nichts dabei raus. Kein einziger Polizist wurde diszipliniert, auf den Straßen lief alles weiter wie bisher. Nur der damalige Staatsanwalt expo-